

Valentīna Freimane



ADIEU,  
ATLANTIS

Wallstein

## Leseprobe (S. 1-14) aus:

Valentīna Freimane

Adieu, Atlantis

*Erinnerungen*

Aus dem Lettischen von Matthias Knoll

ca. 320 S., ca. 20 Abb., geb., Schutzumschlag

ca. 22,90 € (D); 23,60 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-1603-4

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2762-7

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2763-4

Erscheint im März 2015

### Die Autorin

Valentīna Freimane, geb. 1922 in Riga, verbrachte ihre Kindheit zwischen Paris, Berlin und Riga. Während ihre gesamte Familie dem Holocaust in Riga zum Opfer fiel, überlebte Valentīna Freimane in verschiedenen Verstecken. Nach 1945 studierte sie Film- und Theaterwissenschaften, promovierte in Kunstgeschichte, arbeitete an der lettischen Akademie der Wissenschaften. Sie lebt heute in Riga und Berlin.

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Ardievu, Atlantīda!* im Verlag Atēna, Riga. Die deutsche Fassung berücksichtigt nachträgliche Änderungen der Autorin.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Valentīna Freimane

Adieu, Atlantis

*Erinnerungen*

Aus dem Lettischen von  
Matthias Knoll



WALLSTEIN VERLAG



*Diese Erinnerungen sind jenen gewidmet, die ich liebte  
und die mich liebten;  
jenen, die Menschen waren  
und in mir den Menschen sahen*



*TEIL I*  
*Das erste Leben*





## *Die Anfänge*

Seit meiner frühesten Kindheit haben sich die Erwachsenen über die unbändige Neugier amüsiert, über meine Beobachtungsfreude, die grundsätzlich allem galt, was mich umgab. In meiner Erinnerung sind Szenen gespeichert, deren Bedeutung ich erst viel später begriffen habe, Szenen, die nie verblasst sind.

Mir war schon früh klargeworden, dass ich allen Grund hatte, dankbar zu sein: Wie im Märchen von den guten Feen, die sich um die Wiege eines Kindes versammeln, wurde ich mit Gaben überhäuft, als ich auf die Welt kam, und die wichtigste war wohl die eigenwillige Art meiner Eltern, sämtliche Anlagen und Fähigkeiten ihrer Tochter zu fördern, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie für das praktische Leben taugten oder nicht. Meine Eltern waren wohlhabende Leute, viele hielten uns sogar für reich. Große, sichere Besitztümer hatten wir keine, doch an Kulturangeboten, Reisen und Gastfreiheiten wurde nicht gespart. Vater vermochte uns eine sorglose Existenz zu sichern, Mutter wiederum verstand es, das Erworbene fröhlich und mit leichter Hand auszugeben. In Zeiten, da die Quellen des Komforts plötzlich versiegten, konnten die Eltern nicht minder unbekümmert auf allen Luxus verzichten, solange das Wichtigste, der kulturelle Reichtum, erhalten blieb. Alles, was in der Welt des Geistes und der Kunst geschah, galt als außerordentlich wichtig. Ich war es gewohnt, dass Erwachsene unentwegt etwas lasen, Ausstellungen, Opern und Theateraufführungen besuchten, sich über Bücher und Filme austauschten, in hitzige philosophische Diskussionen gerieten und darüber alles um sich her vergaßen. Das Gelesene, Gesehene und Gehörte sogleich zu

erörtern, einander an der Freude teilhaben zu lassen, die ein Buch oder ein Konzert geschenkt hatten, das schien mir von klein auf die einzig mögliche Lebensform zu sein.

Nichts wurde mir verwehrt. Kein Buch in den Regalen der umfassenden Bibliothek der Großeltern, das ich nicht hätte an mich nehmen dürfen! Altersgrenzen oder sonstige Beschränkungen existierten nicht. Soll die Kleine ruhig alles lesen! Was sie jetzt noch nicht versteht, daran wird sie sich später einmal erinnern und es dann begreifen. Dieses verbindliche Postulat schärfte Mutter jeder neuen Gouvernante ein (die mir zunächst trotzdem die gleichen Zügel anzulegen versuchte, mit denen für gewöhnlich alle Kinder geplagt werden). Ähnliche Regeln galten für alle Wissensgebiete. Es wäre unpassend gewesen, meine Fragen nicht möglichst verständlich, offenherzig und vor allem logisch zu beantworten.

Ich bin meinen Eltern dankbar, dass sie mich von Geburt an als ein denk- und urteilsfähiges Wesen, als eine Persönlichkeit betrachtet haben. Da ich keinerlei Zwang, keine moralischen Vorschriften oder Denkverbote kannte, fiel es mir leicht zu akzeptieren, dass man mit den Gefühlen und Bedürfnissen anderer zu rechnen hatte und die Spielregeln eines zivilisierten Miteinander befolgen musste, die man als gutes Benehmen bezeichnet. Ich dachte an die Verkehrsregeln und dass man auf den Straßen auch nicht wild durcheinanderrennen kann, ohne Chaos zu verursachen. Tadellose Umgangsformen zu erwerben war wie abends die Zähne zu putzen. Dafür zu sorgen hatten meine Gouvernanten. Von meiner Mutter dagegen lernte ich, mich mit anderen Menschen auf eine Art und Weise zu unterhalten, dass sie sich nicht langweilten und mein aufrichtiges Interesse spürten.

Viele Rigaer Bekannte, ordentliche, solide Bürger, waren der Ansicht, dass ich maßlos verwöhnt wurde; genauso urteilten die Damen auch über meine Mutter, vermutlich aus Neid. Doch Vater vergötterte uns und konnte uns nichts abschla-

gen, wobei es nie um materielle Eskapaden ging. Mein Taschengeld (ich hätte Vater ein viel höheres abluchsen können) gab ich nur für Bücher, Kinobesuche und Süßigkeiten aus.

Ich muss zugeben, dass ich als Kind trotzig und unberechenbar war und zu Wutausbrüchen neigte, vor allem wenn ich mir einbildete, man wolle mich unterdrücken oder übermäßig einschränken. Als ich noch ganz klein war, biss ich der Gouvernante in die Hand, wenn sie versuchte, mich mit unkommentierten Befehlen zu etwas zu zwingen, was ich nicht tun wollte. Einmal schnappte ich mir bei einer solchen Gelegenheit ein paar Eier und warf sie an die Küchenwand. Mama hielt keine Moralpredigt, sie schimpfte nicht einmal, sondern sagte nur: »Wie hässlich und dumm.« Sie schaute mit verächtlichem Erstaunen auf mich herab wie auf ein Mondkalb, das wer weiß wie hierher geraten war. Ihre schönen graugrünen Augen erloschen und wurden grau und kalt wie Granit. Sie zuckte mit den Schultern, verzog das Gesicht, drehte sich um und ging hinaus. Innerhalb von Sekunden begriff ich, wie dumm, lächerlich und unschön ich gehandelt hatte – so jemand wollte ich auf gar keinen Fall sein. Das reichte. Fortan brachte ich mir bei, wie ich mit Beherrschung und »beredtem« Blick weit mehr erreichen konnte als andere Kinder durch Schreien und Toben.

Auch in späteren Jahren pflegte Mama bei Meinungsverschiedenheiten über schulische oder andere Fragen zu sagen: »Wir tun so etwas nicht.« Dieses »Wir« gefiel mir ungemain, ich wollte dazugehören und nahm die Spielregeln für mein ganzes Leben an.

Später begriff ich, dass diese Erziehung ohne Befehle und direkte Verbote mich vor diversen Komplexen und Frustrationen bewahrt hat, mit denen einige meiner Freunde ihr ganzes Leben lang zu kämpfen hatten. Sie hat jedoch auch Eigenschaften gefördert, die ich als Schwächen empfinde. Vor allem wusste ich lange nicht, was Pflichten sind, denn bis

zum Alter von etwa achtzehn Jahren tat ich nur, was mir oder einem meiner Lieben Freude bereitete. Dass mir vieles von dem, was für andere Kinder lästiger Zwang war, ganz besonderen Spaß machte, steht auf einem anderen Blatt. In der Schule begeisterte ich mich für Mathematik: Ein kompliziertes Problem zu lösen bereitete mir kein geringeres Vergnügen, als ein kluges Buch zu lesen. Ich akzeptierte die Aufgabe, mir Wissen anzueignen, weil es mir Freude machte. Wie ich das bewerkstelligte, war völlig mir selbst überlassen. Aus diesem Grund fällt es mir bis heute schwer, unangenehme oder langweilige Pflichten zu erfüllen, wie sie der Alltag unablässig stellt und die man eigentlich gewissenhaft erfüllen sollte.

Eine weitere Eigenschaft, die sich später für das alltägliche Leben als störend erweisen sollte, zeichnete sich bereits in meiner Kindheit ab. Mit Feuereifer stürzte ich mich zumeist nur dann auf eine Sache, wenn ich überzeugt war, dass ich sie besser konnte als andere. Nur wenn ich mehr zu bieten hatte als sie, lohnte die Mühe. Stellte sich heraus, dass in meinem Umfeld andere auf dem jeweiligen Gebiet besser und fähiger waren als ich, dann fehlte mir jeglicher Ehrgeiz; ich empfand keine Notwendigkeit, mich anzustrengen, zu konkurrieren, sondern trat lieber zur Seite und freute mich an den Erfolgen der anderen. Später im Berufsleben ist mir diese Eigenschaft hin und wieder vorgeworfen worden.

Als Kind musste ich Klavierspielen lernen – unverzichtbarer Bestandteil einer Mädchenerziehung. Ich liebte die Musik sehr, ohne Oper und Konzerte hätte ich mir mein Leben nicht vorstellen können, doch genau das erwies sich als verhängnisvoll: Ich mochte mich nicht selber spielen hören. Im Alter von zehn oder elf Jahren erklärte ich meinen Eltern, ich wolle mich nicht mehr mit dem Klavier befassen. Lieber lege ich eine Horowitz-Platte auf. Die Eltern ließen sich von mir überzeugen. Fünf oder sechs Jahre später gab ich auch das Zeichnen auf, für das ich mich eine Weile begeistert hatte.

Viel später, in einem anderen Leben, quälte es mich, dass ich beim Schreiben nur selten meine eigenen Ansprüche erfüllte. Mein Denken eilt der schreibenden Hand voraus, und das macht es schwer, den Gedanken zu fixieren, und bereitet Qualen, denen man sich entziehen möchte, obwohl der Kopf voll ist von nicht niedergeschriebenen Texten.

Papier, Stift und Schreibmaschine, vom Computer gar nicht zu reden, sind nicht meine Verbündeten. Doch schon als Kind habe ich gern erzählt. Ich brauche die unmittelbare Kommunikation, den lebendigen Kontakt, muss mein Gegenüber, seinen Blick, seine Reaktion sehen.

Unlängst, bei einer abendlichen Gesellschaft in Riga, begegnete ich einer Dame meines Alters, die mich erkannte, wohingegen ich mich nicht an sie erinnern konnte. »Ich habe im selben Haus wie Ihre Großmutter gewohnt«, half mir die Dame auf die Sprünge. »Wir haben uns auf dem Hof kennengelernt, Sie kamen aus Berlin zu Besuch. Die Gouvernante wollte Sie nicht mit anderen Kindern spielen lassen, aber Sie sind ihr entwischt und haben uns von Filmen erzählt, die Sie gesehen haben, und von Büchern. Und außerdem hatten Sie Fotos von Schauspielern mit echten Autogrammen. Wir waren ein bisschen neidisch, doch die Geschichten haben uns sehr gefallen.« Die Umstehenden lachten herzlich und sagten, ich hätte mich offenbar überhaupt nicht verändert.

Als die sowjetischen Panzer Riga überrollten und mein erstes Leben endete, war ich achtzehn Jahre alt. Von meinem eher schweigsamen Vater habe ich mehrfach den Satz gehört, man könne einem Menschen alles nehmen – bis auf das, was in seinem Kopf und Herzen lebt. Dies, sagte Vater, ist unser einziges, echtes, unantastbares Kapital. Somit war ich ein reicher Mensch, der nichts und niemanden fürchten musste. Diese Gewissheit gab mir ein eigentümliches Gefühl der Sicherheit und Freiheit. Ich kam zu dem Schluss, dass Freiheit nicht nur von gesellschaftlichen und politischen Bedingun-

gen abhängig ist, die sich vom Willen des Einzelnen oft nicht beeinflussen lassen. Nein, Freiheit ist auch eine persönliche Eigenschaft. Ein Mensch ist frei, weil er in etwas gründet, das ihn zur Freiheit befähigt.

Von diesem Kapital habe ich mein ganzes Leben lang gezehrt. Auch deshalb drängt es mich, von meiner Familie zu berichten, jene Menschen zu beschreiben, unter deren Schutz ich aufgewachsen bin. Das ist meine Pflicht gegenüber den Toten, eine Aufgabe, die anzugehen ich lange Jahre gescheut habe. Einer der Freunde, die mir in den letzten Jahren nahestanden, war der ungarische Schriftsteller István Eörsi. Nach dem Aufstand 1956 hat er Jahre im kommunistischen Gefängnis verbracht und darüber ein Buch geschrieben: *Erinnerung an die schönen alten Zeiten*, »Die Toten«, heißt es dort, »die ich fürchtete zu besuchen, signalisieren mir, dass sie allmählich die Geduld verlieren.« Auch ich muss mich beeilen.

Oft habe ich mir vorgeworfen, meine Eltern so wenig ausgefragt zu haben. Wie allen Kindern schien es mir, dass sie ewig da sein würden. Auch sie, die Erwachsenen, wären nie auf den Gedanken gekommen, dass es schon bald niemanden mehr geben würde, von dem man etwas Genaueres über unsere Familiengeschichte hätte erfahren können. Dass von unserem großen Verwandtenkreis nur ich als einzige übrig bleiben sollte.

In den Anfängen meiner Lebensgeschichte gibt es große leere Flecken, die ich nie mehr werde ausfüllen können. Insbesondere im Hinblick auf die tückischen Formulare der Sowjetzeit war ich mehr als nur einmal nicht in der Lage, manch grundlegende Frage präzise zu beantworten. Den damaligen Machthabern bin ich stets suspekt gewesen, und durch die blinden Stellen in meiner Biographie wurde das Misstrauen, das man mir entgegenbrachte, noch größer.